

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Kissinger Kirchengemeinde,

es ist für mich etwas ganz Besonderes, heute meinen zweiten Gottesdienst als Diakon in meiner Heimatkirche feiern zu dürfen, mit der ich so viele schöne Erinnerungen verbinde.



Ich denke besonders zurück an die Jahre, in denen ich als Ministrant in einer tollen Gemeinschaft hier aktiv war. Es war eine Zeit, in der wir vieles ausprobieren konnten und uns auch für manche Veränderungen in unserer Gemeinde eingesetzt haben. Gar nicht begeistert waren wir damals, wenn wir den Satz gehört haben: „Das muss aber so sein, das haben wir immer schon so gemacht.“ Zugegeben: Als Ministranten waren wir manchmal auch eher konservativ, besonders was gewohnte Abläufe im Gottesdienst anging. Und so waren wir es manchmal sogar selbst, die diesen Satz gesagt oder zumindest gedacht haben: „Das muss so sein, das haben wir immer schon so gemacht.“

Dazu habe ich neulich eine passende Geschichte gehört.

Ein Mädchen schaut seiner Mutter zu, wie sie sonntags Rinderbraten macht.

Die Mutter schneidet dabei immer vorne und hinten ein Stück von dem Braten ab, wirft die Stücke weg und legt den Rest des Bratens in ihren Bräter.

Das Mädchen fragt: „Warum schneidest du denn immer etwas von dem guten Fleisch weg? Das ist doch schade.“

Die Mutter überlegt und antwortet dann: „Ich habe eigentlich keine Ahnung. Ich weiß nur, dass meine Mutter das immer genauso gemacht hat.“

Die Mutter beschließt, ihre Mutter anzurufen, um ihr dieselbe Frage zu stellen: „Du, sag mal, warum hast du eigentlich beim Bratenmachen immer vorne und hinten etwas vom Braten abgeschnitten und nur den Rest in den Bräter gelegt? Das ergibt doch eigentlich gar keinen Sinn.“

Die Antwort: „Eigentlich weiß ich das auch nicht so recht. Ich weiß nur, dass meine Mutter das auch schon so gemacht hat.“

Tatsächlich lebt die Uroma des kleinen Mädchens noch, hochbetagt in einem Altenheim. Als die Mutter sie wieder einmal besucht, fragt sie die alte Frau: „Sag einmal, warum schneiden wir alle in unserer Familie immer vorne und hinten etwas vom Rinderbraten weg, bevor wir den Rest in den Bräter legen? Ich mache das so, meine Mutter hat es immer so gemacht, und du hast das ja auch schon so gemacht.“

Die alte Dame gibt etwas überrascht zur Antwort: „Mein Kind, ich habe nicht die geringste Ahnung, warum du das so machst, und warum deine Mutter das so macht. Ich musste das früher machen, weil ich damals nur einen so kleinen Bräter hatte, dass nie ein ganzer Braten hineingepasst hat.“

Warum machen wir die Dinge so, wie wir sie machen?

Warum halten wir uns an bestimmte Regeln?

Im Evangelium sind es die Pharisäer, die sehr streng auf die Einhaltung bestimmter Regeln pochen. Konkret: Regeln, die festlegen, was man am Sabbat tun darf und was nicht.

Ähren auf den Feldern abreißen, um sie zu essen – verboten!

Die Hand eines kranken Mannes heilen – verboten!

Den Pharisäern ist es offensichtlich wahnsinnig wichtig, dass diese Regeln eingehalten werden. Aber warum eigentlich? Es scheint so, dass sie den Grund dafür ebenso vergessen haben, wie die beiden Frauen in der Geschichte gar nicht mehr wussten, warum die Uroma die Endstücke des Bratens abgeschnitten hat.

Warum also der Sabbat?

In der ersten Lesung haben wir die Begründung für das Sabbatgebot aus dem Buch Deuteronomium gehört. Als Gott dem Volk Israel die Zehn Gebote gibt, heißt es: „Halte den Sabbat: Halte ihn heilig! Sechs Tage darfst du schaffen und all deine Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag. Gedenke, dass du Sklave warst im Land Ägypten und dass dich der HERR, dein Gott, von dort herausgeführt hat.“

Hier wird deutlich: Gott hat den Menschen nicht für ein ständiges Malochen geschaffen, wie man es von Sklaven erwartet. Dass Gott den Menschen befreit, bedeutet auch, dass er dem Menschen Zeiten der Ruhe verschafft, dass der Mensch nicht Sklave seiner Arbeit ist. Letztlich geht es darum, dass er Mensch aufatmen darf und dass menschliches Leben neu aufblühen kann.

Darin liegt der große Wert des Sabbat. Und ich finde es extrem beeindruckend, dass bis heute die meisten Juden wirklich den Sabbat einhalten als einen echten Tag der Ruhe, ohne Arbeit, ohne hektische Aktivität, ein Tag, der einfach der Freude am Leben und an der Gegenwart Gottes gewidmet ist.

Ich glaube, wir als Christen können davon etwas lernen. Uns wirklich die von Gott geschenkte Zeit der Unterbrechung zu nehmen, im Idealfall am Sonntag, der für die Christen an die Stelle des Sabbat getreten ist. Daher ist es auch gut und richtig, wenn wir uns als Christen gegen die Aufweichung der Sonntagsruhe wehren.

Schräg wird die Sache mit dem Sabbat erst dann, wenn vergessen wird, worum es geht: nämlich um den Menschen, um sein Wohlergehen, um sein Aufblühen.

Jesus macht das ganz deutlich. Zuerst antwortet er auf die Vorwürfe der Pharisäer mit dem eingängigen Satz: „Der Sabbat wurde für den Menschen gemacht, nicht der Mensch für den Sabbat.“

Und dann zeigt Jesus anschaulich, was er unter dem Sabbat versteht. Die Heilung des Mannes mit der behinderten Hand passt nämlich genau zu dem, was Jesus sich unter dem Sabbat vorstellt. Es geht nicht um die Einhaltung von Regeln um ihrer selbst willen, es geht am Sabbat darum, dass menschliches Leben aufblühen kann – wie der kranke Mensch, der durch Jesus Heilung erfährt.

In Jesus sehen wir einen Gott, der das Gegenteil von einem Erbsenzählergott ist.

In Jesus sehen wir keinen Gott, der auf einem Klemmbrett abhakt, wie oft wir gegen irgendwelche Regeln verstoßen haben.

In Jesus sehen wir einen Gott, der den Menschen in die Freiheit ruft, in die Freiheit eines gelingenden Lebens. Darum geht es dem Gott, an den wir als Christen glauben.

„Um Gottes Willen zuerst der Mensch“, könnte man das Anliegen Jesu zusammenfassen.

Den Pharisäern im Evangelium – und es ist eine andere Frage, ob die Evangelien die wirklichen Pharisäer zu negativ darstellen – den Pharisäern im Evangelium ist augenscheinlich anderes

wichtiger: nämlich dass schön brav die Regeln eingehalten werden, egal, was das für konkrete Menschen bedeutet.

Und damit können wir beginnen, uns zu fragen, was uns heute in unserer Gesellschaft oder auch in unserer Kirche so wichtig ist, dass es droht, die Frage nach dem Wohlergehen der Menschen zu verdrängen, um das es Gott ja offensichtlich geht.

Ich denke daran, dass in unserer Kirche ein in sich vielleicht stimmiges System sexualethischer Normen immer noch vielfach Menschen ausgrenzt, die nicht ins Raster passen, für die ein für sie erfüllendes Leben einfach anders aussieht, als die Regeln es vorsehen würden.

Ich denke daran, dass in unserer Gesellschaft die Vorstellung davon, dass ich ein Recht habe, mein Leben nach meinen Vorstellungen zu planen, und dass alles Unvorhergesehene, was dem im Weg steht, aus dem Weg geräumt werden muss, dazu führt, dass viele Kinder gar nicht erst zur Welt kommen dürfen.

Ich denke daran, dass wir in einem Wirtschaftssystem leben, das nur mit Wachstum um jeden Preis funktioniert, und das für diesen Wachstumszwang über Leichen gehen muss, die fortschreitende Zerstörung unserer Umwelt in Kauf nehmen muss und Menschen immer mehr auf ihre Funktionen als funktionierende Arbeitskräfte und als Konsumenten von möglichst viel überflüssigem Zeug reduzieren muss.

Ob es die Sabbatregeln sind oder rigide Moralmaßstäbe oder Vorstellungen von meinem Recht auf ein Leben nach meinen Plänen oder der wirtschaftliche Wachstumszwang – immer ist da etwas anderes wichtiger als das, worum es Jesus in diesem Evangelium geht: das Gelingen und Aufblühen von menschlichem Leben.

Und nachdem es mir jetzt mit meinen Beispielen möglicherweise gelungen ist, mich bei so ziemlich jedem hier unbeliebt zu machen, sollte ich vielleicht langsam zum Ende kommen.

Ich bin dankbar, dass ich hier in meiner Heimatgemeinde den Glauben an einen zutiefst menschenfreundlichen Gott kennengelernt habe. Dass ich diesen Glauben hier so erleben durfte, dass in mir der Wunsch gewachsen ist, davon etwas an andere weiterzugeben, als Pastoralreferent und jetzt als Diakon.

Unsere Kirche verändert sich. Wir werden kleiner, wir verlieren Geld, Personal und Gebäude. Wir verlieren zunehmend unseren gesellschaftlichen Einfluss.

Und doch bin ich leidenschaftlich davon überzeugt, dass unsere Kirche Zukunft hat. Weil es immer Orte brauchen wird, in denen Menschen diesen so radikal menschenfreundlichen Gott kennenlernen können, den uns der Glaube an Jesus Christus zeigt.

Ich wünsche der Kissinger Kirchengemeinde, dass sie so ein Ort bleibt.

Dominik Weiß
Diakon